

A close-up portrait of a woman with dark, wavy hair, looking directly at the camera with a slight smile. She is wearing a dark, textured top and a chunky, multi-strand necklace with metallic and dark beads. The background is softly blurred, showing green foliage.

SOHEILA FORS
INGALILL BERGENSTEN

— — — — —
DIE TOCHTER
DES EMIRS
— — — — —

Eine iranische Frau kämpft um ihre Zukunft

BRUNNEN

Soheila Fors/Ingalill Bergensten

Die Tochter des Emirs

Eine iranische Frau kämpft
um ihre Zukunft

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Titel der schwedischen Originalausgabe:
Kärleken blev mitt vapen
© 2014 Libris Förlag

Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Friedemann Lux

Nachweis der Bibelzitate:
Kapitel 10, S. 65 : Lutherbibel, revidierter Text 1984,
durchgesehene Auflage in neuer Rechtschreibung,
© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Kapitel 34, S. 222/223: Bibeltext der Neuen Genfer
Übersetzung – Neues Testament und Psalmen.
Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft

© 2017 Brunnen Verlag Gießen
Umschlagfoto: Rickard L. Eriksson/New Art Production AB
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN Buch 978-3-7655-4309-8
ISBN E-Book 978-3-7655-7475-7

www.brunnen-verlag.de



Kapitel 2

Wer bin ich?

Mein Name ist Mah Doht Soheila Davodian Gilan Kalhor Fors, und in diesem Namen steckt Geschichte – die Geschichte meines Volkes und meine eigene. Jeder Bestandteil meines Namens hat etwas zu erzählen.

Kalhor – das ist der kurdische Stamm im Westiran, an der Grenze zum Irak, den meine Vorfäter wie Könige regierten. Die Vergangenheit ist immer noch lebendig in dieser Gegend. Und ich bin darin eine Prinzessin. So bescheinigen es mir vier Sippenälteste aus dem Stamm Kalhor in einem Schriftstück, das ich im Frühjahr 2013 erhielt und das von einem iranischen Notar beglaubigt ist. Das Dokument lässt erahnen, was für eine Reise ich hinter mir habe. Ein Kreis hat sich geschlossen. Einst war ich die Tochter des Emirs, dann wurde ich zur Fußmatte degradiert; jetzt habe ich meinen alten Platz zurückbekommen. Doch vor allem sehe ich mich als Freiheitskämpferin und als eine Frau, die aus dem Bösen, das sie durchgemacht hat, etwas Gutes erwachsen lassen will.

Schon immer bin ich meinen eigenen Weg gegangen. Manchmal war er dornig, manchmal wunderbar. Vor drei Jahren haben ich und der Verein Khatoon das wahrscheinlich erste Frauenteehaus der Welt gegründet. Inzwischen gibt es in drei schwedischen Städten

solche Teehäuser, und viele weitere Städte und Kommunen möchten gerne eins haben. Der Verein hat auch ein „sicheres Haus“ für von Ehrengewalt bedrohte Männer und Frauen gegründet.

Manchmal kommt es mir vor, als hätte ich hundert Jahre lang fast ebenso viele Leben gelebt: als privilegierte Tochter eines Emirs. Als streitbare Teenagerin. Als jungverheiratete, betrogene Frau in einer Familie, die mich hasste. Als misshandelte Frau in Hedemora in Schweden (Provinz Dalarna). Als Hilfskrankenschwester in Uppsala. Als Unternehmerin in Karlskoga, die das Los von Migrantinnen in Schweden verbessern will.

Um Ihnen zu zeigen, wer ich bin, muss ich weit in die Geschichte zurückgehen. Ich gehöre zu einem sehr alten Volk, den Elamitern, die man heute „Iraner“ oder „Kurden“ nennt und die seit Urzeiten im Herzen des Nahen Ostens gesiedelt haben. Die Geschichte meiner Familie reicht 2400 Jahre weit zurück. Es gibt auch Stimmen, die behaupten, dass die Kurden von einem anderen Volk abstammen, etwa den ebenfalls uralten Medern.

Vor vier Generationen war mein Ururgroßvater Davood der Emir (also König oder Schah) über ein großes Gebiet rund um die Stadt Gilan e Gharb in der Provinz Kermanschah, wo ich geboren bin. Man nannte ihn Davood-khan und er hatte große Reichtümer. Aber nachdem die Schah-Familie der Pahlawi unseren Stamm als Bedrohung zu betrachten begann, ging das Vermögen verloren.

Es war das Öl, das unser Unglück wurde. Die damaligen Großmächte betrieben einen Machtpoker um die Förderrechte, bei dem sie die verschiedenen Stämme gegeneinander ausspielten. Karge Weideflächen waren plötzlich ein Vermögen wert, mit dem Feudalherren Machtpositionen aufbauen konnten.

Anfang des 20. Jahrhunderts kämpften meine Familie und die künftige Schahfamilie Pahlewi um die Macht im Iran. Unser Sippenoberhaupt Davood-khan wurde „König von Kurdistan“ genannt; schließlich stand er an der Spitze des mächtigsten aller kurdischen Stämme, der Kalhor. Iranische Historiker berichten, wie er begann, ein eigenes Land aufzubauen – Kalhoristan. Davood-khan, der auch „Serdar mozafar“ („Der Unbesiegbare“) genannt wurde, hatte zahlreiche kurdische Stämme vereinigt und eine eigene Armee aufgebaut.

Als Persien im Ersten Weltkrieg in die große Politik hineingezogen wurde, setzte Deutschland auf unsere Familie, England und Russland dagegen auf die Pahlewis. Mithilfe deutscher Berater konnte Davood in der Schlacht von Kermanschah die Briten und Russen besiegen. Danach zog er sich nach Kurdistan zurück, wo er nach 30 Regierungsjahren starb.

Sein Sohn, Emir Suleyman, wurde ganze 28 Jahre alt. Man erzählt sich viele Geschichten über ihn. Er war dafür bekannt, dass er seinen Untergebenen keine schriftlichen Befehle schickte, sondern stattdessen Steine, deren Botschaft die Empfänger sofort verstan-

den und befolgten. Auf einem alten Foto beeindruckten mich seine durchdringenden Augen und der mächtige Schnurrbart.

Als der damalige Chef des Pahlewi-Clans einen Feldzug gegen den Irak begann, bereitete Suleyman einen Hinterhalt vor, um ihn zu töten. Aber einer seiner eigenen Stammesbrüder verriet ihn und der Plan misslang. Es gelang den Pahlewis, die Cousine meines Urgroßvaters zu kaufen – und sie hat Suleyman ermordet.

Als die Pahlewis an die Macht gekommen waren, musste unsere Familie ins Exil, in die Wüsten des Zentral-Iran. Erst als man sie nicht mehr als Bedrohung betrachtete, durfte sie zurück in ihr angestammtes Gebiet. Mein Vater, Ghodrat, heiratete mit 27 Jahren eine Cousine namens Forough. Die Hochzeit dauerte 17 Tage und auf den Bildern sieht meine Mutter wie ein Traum aus weißen Federn und Schleiern aus. Mein Vater war nicht minder elegant; er sah aus wie eine iranische Version von James Dean. Er ist der Mensch, der mich in meinem Leben am meisten geprägt hat.

In meiner Kultur hatte eine Frau so viel Freiheit, wie ihr Mann ihr gönnte. Es gab einzelne starke Frauen aus der Herrscherfamilie, die in der Gesellschaft etwas darstellten, weil sie aus der „richtigen“ Familie kamen und Intelligenz, Charme, Schönheit und Führungsqualitäten besaßen; zwei dieser starken Frauen waren meine Urgroßmutter väterlicherseits, die Große Badr, und meine Großmutter mütterlicherseits.

Mein Vater wollte, dass ich einmal diesen starken

Frauen gleichen sollte. Er erzog mich zu einem Leben, das es in den 1960er-Jahren in Kurdistan eigentlich nicht gab: zum Leben einer Frau, die genauso viele Möglichkeiten hatte, zu träumen und etwas aus sich zu machen, wie ein Mann.

Später habe ich verstanden, dass diese Freiheit für mich nur möglich war, weil ich eine Emirstochter war. Die Gesellschaft um mich herum hatte ganz andere Werte, aber dank der Macht und des Ansehens meiner Familie konnte ich auf meiner Insel der Freiheit leben.

Schon als Kind empörte es mich jedes Mal, wenn mir, weil ich ein Mädchen war, etwas verboten wurde, was Jungen fraglos gestattet war. Warum durften sie Rad fahren und schwimmen und ich nicht? Warum war alles, was weiblich war, schändlich und sündig, aber alles, was männlich war, lobenswert?

Die Freiheit, die ich genoss, war ein Geschenk meines Vaters. Er war die große Lichtgestalt meiner Kindheit.

Kapitel 6

Von Gärtnern, Kaffeekochern und Köchen

Unser Haus war sehr groß und hatte zwei Gärten – einen vorne und einen hinten. Vorne gab es jede Menge von Sand eingefasster Blumenbeete. Mein Vater liebte Blumen, besonders Rosen, die er zu Hunderten gepflanzt hatte. Wir hatten, wie gesagt, einen Gärtner, aber um seine Rosen kümmerte Papa sich selbst.

Unser Gärtner, Ahmad Dras, war gut zwei Meter groß. Mit seiner großen Nase, dem langen Bart und dem Turban war er ein richtiges Original, fand ich. Ahmad war vor allem für die Obstbäume verantwortlich – die Mandelbäume, Granatapfelbäume, Walnussbäume, Dattelpalmen, Pfirsichbäume, Aprikosenbäume, Birnbäume, Zitronen- und Orangenbäume, Apfelbäume und Maulbeerbäume.

Mich mochte er überhaupt nicht. Meine Geschwister durften gern in den Garten, aber sobald er mich sah, wurde er böse, was wohl daran lag, dass ich mich nicht so benahm, wie ein braves Kurdenmädchen das zu tun hatte. Wie konnte ich nur in Hosen und mit kurz geschnittenem Haar herumlaufen? Schamlos! Und frech war ich auch noch. Manchmal nahm er drohend seine Steinschleuder in die Hand, wenn er mich im Garten sah.

Nein, Ahmad Dras war nicht mein Freund. Aber dafür der Koch, Mardan, und seine Frau, Valie, bei denen ich mehr oder weniger aufwuchs. Valie hatte mich gestillt, als ich noch ganz klein war, und ihre Mutter war die Amme meines Vaters gewesen. Die Bande zwischen der Familie unseres Kochs und unserer eigenen bestanden seit Generationen; sie waren wie Verwandte für uns – fand ich jedenfalls.

Ich liebte Papas Koch und saß oft auf seinen Schultern, während er arbeitete. In meiner Kindheit waren die Köche meistens Männer, denn die Arbeit in der Küche war schwer. Die großen Töpfe aus Kupfer oder Messing hatten ihr Gewicht. In Reih und Glied standen sie auf dem Küchenboden und an den Wänden hingen große runde Messingtablets, auf denen das Essen serviert wurde. Man stellte sie auf den Fußboden und drei oder vier Personen setzten sich darum herum und aßen von dem Tablett.

Die Gerüche aus dieser Küche habe ich heute noch in der Nase. Der kiloweise frisch geschnittene Knoblauch, der gemahlene Pfeffer, das Lammfleisch, das an langen Spießen serviert wurde ...

Besonders gern mochte ich Mardans Joghurtbrei, der aus Hähnchenfleischstücken, Joghurt, Safran und Reis bereitet wurde. Was ich über die persische Küche weiß, habe ich alles bei Mardan gelernt; er hat einen wichtigen Platz in meinem Leben.

Als Papa im Gefängnis war, konnten wir uns Mardan nicht mehr leisten und er zog mit seiner Familie in ein

eigenes Haus um. Aber wir blieben in Kontakt mit ihm, und wenn es bei uns ein Fest gab, kam er und half aus; ansonsten arbeitete er in einem Hotel. Manchmal kam er auch und brachte uns Lebensmittel.

Bei uns blieben Mamas Koch sowie ein Mann, der unser Kaffee- und Teekoher war; ihre Mutter hatte ihn ihr zu ihrer Hochzeit geschenkt. In unserem Haus musste ständig Tee bereitstehen, für die Familie wie für eventuelle Gäste. Die Kanne mit dem starken schwarzen Tee stand auf einem großen Samowar mit heißem Wasser. Zum Trinken verdünnte man den Tee mit dem Wasser. Wir tranken ihn aus hohen schmalen Gläsern mit vergoldeten Verzierungen.

Unser Tee- und Kaffeekoher hatte besonders viel zu tun an den Donnerstagen. Dann empfing meine Mutter immer einen Mullah, der eine Predigt für die Frauen des Hauses hielt. Der Mullah saß auf einem hohen Stuhl und rezitierte Klagegesänge aus dem Koran, während die um ihn versammelten Frauen weinten. Der Tee- und Kaffeekoher servierte der kleinen Versammlung warme Getränke.

Wir hatten auch einen Holzträger, der im Wald Holz schlug und es zum Palast trug. Er war auch für Reparaturen im Haus und für etwaige Tischlerarbeiten zuständig. Er war ein freundlicher Mann; seine Frau war unsere Bäckerin, die mir immer mein Frühstück richtete.

Außerdem gab es auch mehrere Wächter. Ich begriff nie, was für Aufgaben sie in unserem Palast in der

Stadt hatten; sie verbrachten den Tag mit Kartenspielen und Rauchen. Aber wenn wir im Sommer in die Berge zogen und in unseren großen schwarzen Zelten wohnten, patrouillierten sie um die Zelte herum. Mama hatte mich mit gruseligen Geschichten über die Wölfe und Bären in den Bergen erschreckt – vielleicht, damit ich brav in der Nähe der Zelte blieb. Wenn ich nachts wach wurde, musste ich an die wilden Tiere denken und bekam Angst, worauf ich zu meinem Vater lief, der mich beruhigte und mir sagte, dass die Wächter ja da waren und uns beschützten. Ich höre heute noch das Knistern der Steine unter ihren Füßen, während sie ihre Runden drehten.

Wir hatten auch einen Chauffeur, aber Papa fuhr meistens lieber selbst, besonders in den Bergen. Er war ein schneidiger Jeepfahrer. Mir machte das Spaß, meiner Mutter weniger.

Mein Vater hatte sogar einen fest angestellten Buchhalter, auf den er sich voll und ganz verließ.

Etwas ganz Wunderbares an meinem Vater war seine Liebe zu den Menschen. Er hatte ein richtig warmes Herz. Oft sah ich ihn mit unserem Holzträger oder Schäfer zusammensitzen und essen. Meiner Mutter gefiel es gar nicht, dass er sich mit solch „gewöhnlichen“ Menschen abgab, aber die Diener liebten ihn.

Meine Eltern hatten keine besonders glückliche Ehe. Dazu waren sie zu verschieden und es gab oft Streit. Aber nicht ein einziges Mal habe ich gehört, dass mein Vater von anderen Frauen oder einer neuen Ehe gere-

det hätte, obwohl er alle Möglichkeiten gehabt hätte. Er sagte immer: „Gott ist Einer – und das muss die Ehefrau auch sein!“

Ja, ich hatte es gut als Kind. Aber irgendwann kam der Tag, an dem ich zu ahnen begann, dass nicht alle es so gut hatten wie ich.

Wir hatten eine Angestellte, die ein bisschen Mädchen für alles war und unter anderem die Wäsche und den Abwasch besorgte. Ihre Tochter, Kani, schien den Auftrag bekommen zu haben, ein Auge auf mich zu haben, damit ich bei meinen wilden Spielen im Garten nicht zu Schaden kam. Ich nannte Kani meinen „Schatten“, denn wie ein solcher folgte sie mir. Oft ärgerte es mich, wie sie dasaß und mich aus ihren großen braunen Augen anstarrte.

Einmal begleitete ich Kani – was ich eigentlich nicht durfte – mit in ihr Zuhause. Sie wohnte zusammen mit ihrer Mutter und ihrem blinden alten Vater in einem kleinen Lehmhaus in einem ärmlichen Viertel der Stadt.

In dem Haus war es dunkel und schmutzig, wie in einer Höhle. Kanis Vater saß auf einer schmutzigen Matratze auf dem Fußboden. Und ich begriff an diesem Tag zwei Dinge: Dass es in unserer Stadt Menschen gab, die ganz anders lebten als wir. Und dass Armut etwas Schreckliches war.

Nach diesem Besuch zu Hause bei Kani verstand ich besser, warum sie so böse wurde, als ich mich bei meinem Spielhaus einmal so richtig mit Lehm beschmiert

hatte. Sie fand, dass sich das nicht schickte für ein „feines“ Mädchen. Aber ich wollte wissen, wie sich Lehm anfühlte. Ich fand ihn glatt und weich. Und so praktisch, wenn man etwas bauen wollte. Noch heute sehne ich mich manchmal danach, wieder mit Lehm arbeiten zu können und ihn an meinen Händen zu spüren.

Nach diesem Einblick in Kanis Welt versuchte ich immer, ihr Obst mit nach Hause zu geben, das ich beiseitegeschafft hatte – Datteln, Weintrauben, Äpfel. Und oft dachte ich an die Armen in der Stadt und stibitzte Hähnchenfleischstücke und Obst, um es ihnen zuzustecken, wenn ich sie traf.

Mein Herz für die Menschen, die es nicht so gut haben – vielleicht ist es damals in Kanis Haus erwacht. Ich fand es irgendwie nicht recht, dass es bei uns Essen im Überfluss gab, ja dass wir manchmal Reste wegwarfen, während Kani und so viele andere in meiner Heimatstadt fast nichts hatten. Mein Leben lang haben mir die Schwachen und Armen am Herzen gelegen. Und durch die Teehausarbeit habe ich schließlich eine Gelegenheit bekommen, etwas für die Menschen in meiner neuen Heimat, in Schweden, zu tun.

Kapitel 9

Weibliche Vorbilder

Als ich klein war, hatte ich keine gute Beziehung zu meiner Mutter. Ich fand, dass sie bei jeder Gelegenheit hysterisch wurde und sehr verwöhnt war. Sie war die Art Frau, die das neue Auto nach der Farbe ihres Kleides aussucht. Und mich wollte sie zu etwas machen, das ich nicht war – zu einem gehorsamen Kurdenmädchen. Ich war ein richtiger Wildfang, nicht fein und still wie die anderen Mädchen in der Familie, sondern eine Neugierige und eine Draufgängerin.

Meine weiblichen Vorbilder fand ich schließlich in den Generationen vor meiner Mutter. Eines davon war Oma Gohar, die Mutter meiner Mutter. Sie war mit ihren höchstens 1,60 Metern eine kleine Frau, aber voller Autorität. Als ihr Mann starb, blieb sie allein mit fünf kleinen Töchtern zurück, von denen Mama die jüngste war. Oma Gohar war damals nur etwa 25 Jahre alt; ihr Mann hinterließ ihr große Reichtümer und Ländereien.

Oma Gohar wohnte in einer schlossähnlichen Burg im fruchtbaren Mahidasht-Tal, östlich von Gilan e Gharb. Die Burg hatte zwei Türme und war von einer hohen mit Zinnen bewehrten Ringmauer umgeben. Um in den Burghof zu gelangen, musste man ein Eisentor passieren, vor dem rund um die Uhr Wächter standen.

In meiner Kindheit besaß Oma Gohar große Ländereien. Sie war in ihrer Gegend eine mächtige Frau. Sie hatte ihren eigenen Koch, Chauffeur, Stallmeister und Wächter und praktisch ein eigenes Gefängnis. Alle im Stamm Kalhor kannten sie.

Sie war eine ganz besondere Frau, meine Oma Gohar. Unter anderem trug sie ständig eine Pistole in ihrem Gürtel – und sie trug sie nicht nur, sie konnte auch damit umgehen.

Auf dem Kopf hatte sie immer den für unseren Stamm typischen Turban, ein langes schwarz-weiß-rotes Seidentuch, das man sich kunstvoll um den Kopf schlang. Unter dem Turban schauten ihre langen schwarzen Zöpfe hervor. Dank fleißiger Anwendung von Henna blieb ihr Haar bis ins hohe Alter dunkel. Sie trug stets ein langes Kleid, das, wie sich das für eine Witwe gehörte, meist schwarz oder grau war. Zu festlichen Gelegenheiten ergänzte sie es manchmal durch eine gold- oder silberbestickte Samtjacke, die sie wohl in Bagdad im Irak gekauft hatte, denn Oma Gohar liebte ab und zu eine kleine Shoppingtour mit ihren Töchtern.

Oma Gohar war kein bisschen dumm und hatte Haare auf den Zähnen. Als ihr Mann tot war, kümmerte sie sich selbst um die Verwaltung seines sämtlichen Besitzes einschließlich mehrerer Schlösser, bis schließlich einer ihrer Schwiegersöhne nach und nach diese Pflichten übernahm.

Oma Gohar saß oft mit mächtigen Männern zusam-

men. Von ihr lernte ich, dass eine kurdische Frau einen wichtigen Platz in der Gesellschaft einnehmen kann, wenn sie stark und mutig ist.

Im Sommer kamen alle Kinder und Enkel von Oma Gohar zu ihr. Ihr Dorf lag sehr schön, in der Nähe von zwei Bergen, die zusammen wie ein Kamelrücken aussahen. Das Schloss war von fruchtbaren Feldern umgeben, wo sie Mais, Weizen, Erbsen, Zuckerrüben, Tomaten und Gurken anbauen ließ. Oma hatte auch große Obstplantagen mit Kirsch-, Aprikosen- und Apfelbäumen. Es gab auch Weintrauben und Walnüsse. An die vierzig Personen arbeiteten in Großmutter's Landwirtschaft, die für die damalige Zeit hochmodern war und bereits Traktoren und Mähdrescher einsetzte.

Meine Cousins, Cousinen und ich hatten viel Spaß in Oma Gohars Dorf. Vor allem ich und mein Lieblingscousin Sina. Er war zwei Jahre jünger als ich und daher kein potenzieller Ehemann, was für uns beide das Leben um einiges leichter machte. Wir spielten Theaterstücke, die ich geschrieben hatte, und erbettelten uns Weizen, den wir dann in Süßigkeiten, Stoff und Bleistifte umtauschten.

Oma Gohar nahm sich viel Zeit für mich. Sie erzählte mir aus der Geschichte unseres Stammes. Sie wusste auch viel über die Natur, zum Beispiel welche Kräuter man als Heilkräuter verwenden konnte. Sie ritt gerne. Ich auch. Sie hatte einen Reitstall mit vielen edlen Pferden, sämtlich arabische Vollblüter, die ich für

Ausritte in die Berge ausleihen durfte. Mein Lieblingspferd war ein feuriger schwarzer Hengst. So frei wie auf seinem Rücken fühlte ich mich nirgendwo sonst.

Oma Gohar hatte das Dorf nach sich benennen lassen – Goharabad. Dorf und Tal waren ihr eigenes Reich. Eigentlich hätte sie eine sehr glückliche Frau sein müssen, aber sie hatte natürlich ein Problem: Sie hatte nur Töchter geboren. Ohne Sohn stirbt der Name des Vaters aus und der ganze Besitz geht auf die Schwiegersöhne über. Und das gilt in unserem Volk als schlimm. Aber Großmutter ließ sich nie anmerken, dass sie das bekümmerte. Sie war überhaupt ein Mensch, der seine Gefühle für sich behielt und die Zähne zusammenbiss.

Und fromm war sie. Sehr sogar. Sie war schiitische Muslimin, wie die meisten Iraner, während die Kurden meist Sunniten waren. Sie betete fünfmal am Tag und hielt alle großen Feiertage ein. Sie war ein Mensch, den ich sehr bewunderte. Als sie starb, war sie ungefähr 85 Jahre alt, aber da wohnte ich schon in Teheran und war verheiratet.

Eine andere Heldin meiner Kindertage war die Großmutter meines Vaters, Badrazam („Die Große Badr“). Als die Cousine meines Urgroßvaters väterlicherseits auf Veranlassung von Schah Reza ihren Mann, Emir Suleyman, ermordet hatte, zerriss Uroma Badrazam ihre Kleider, übernahm den Befehl über Suleymans Truppen und versuchte, das Schloss gegen die Feinde zu halten; es fiel jedoch nach ein paar Tagen.

Ich hatte Hochachtung vor Frauen wie Uroma Badrazam. Ihr Freimut imponierte mir ebenso wie der Mut, mit den Männern auf einer Ebene zu leben. Es war ein so ganz anderes Leben als das der meisten Frauen in meiner Kindheit, die (wie noch heute viele iranische Frauen) in ständiger Angst lebten.

Eine der Anekdoten, die man sich über Urgroßmutter Badrazam erzählte, betraf ihre Vorliebe dafür, „Der Emir und sein Hof“ zu spielen, wenn ihr Mann fort war. Eines Tages beschloss sie, auf einem Hügel vor der Stadt ein großes Picknick zu machen. Die Diener mussten Möbel heraustragen und eine Mahlzeit für Badrazam und die anderen Frauen im Schloss auftragen.

Ihr Mann Suleyman war also verreist, aber als er zurückkam, hob er sein Fernglas an die Augen und sah eine höchst bemerkenswerte Szene. Auf einem Hügel vor dem Schloss saß seine Frau auf seinem Thron. Sie trug seine Generalsuniform einschließlich sämtlicher Medaillen und rauchte seine Wasserpfeife. Um sie herum standen kichernd und lachend die anderen Frauen.

Als Khadir, der direkt hinter dem Emir ritt, die Szene erblickte, bekam er, wie er mir viele Jahre später erzählte, einen riesigen Schrecken. Sicher würde der Emir eine so rebellische Frau töten lassen? Doch nein, der Emir lachte nur, dass ihm die Tränen über die Wangen rollten. „Meine Große Badr macht ihrem Namen alle Ehre“, soll er gesagt haben. „So eine unerschrockene Frau findet man so leicht kein zweites Mal.“

Doch es kann nicht immer leicht gewesen sein, die Große Badr zu sein. Urgroßvater Suleyman war ein schwerreicher Mann mit einem entsprechend großen Harem. Als Kind unterhielt ich mich öfters mit Daye, einer der Haremsfrauen. Und was sie mir erzählte, machte mich richtig wütend. Mit einigen Frauen war er nur eine einzige Nacht zusammen, danach waren sie auf dem Abstellgleis, ohne Chance auf ein normales Leben mit Mann und Kindern.

Ich versuchte, mir dieses Dasein im Gefängnis des Harems vorzustellen. Als ich Daye kennenlernte, war sie schon sehr alt. Sie erzählte mir aus ihrem Leben und von Urgroßmutter Badrazam. Badrazam war schön und intelligent gewesen und die Herrscherin im Harem. Wenn sie ins Bad ging, standen die übrigen Haremsfrauen mit Spiegeln Spalier, sodass sie sich den ganzen Weg lang betrachten konnte.

Ja, meine Urgroßmutter väterlicherseits war eine privilegierte Frau im Iran gewesen. Doch wie viele andere Frauen hatten ein Dasein als Menschen zweiter Klasse geführt in einer Gesellschaft, wo eine Frau nur halb so viel wert war wie ein Mann?

Noch heute führen viele Frauen im Iran ein Leben der ständigen Angst. Als Mädchen haben sie Angst vor ihren Brüdern, die jedes Recht haben, sie niederzuhalten und über sie zu bestimmen, und wenn sie dann verheiratet sind, beginnt die Angst vor der Schwiegermutter, die die Herrscherin des Hauses ist und sich nicht selten an ihrer Schwiegertochter schadlos hal-

ten möchte für die Unterdrückung, die sie früher selbst erlitten hat.

Doch manchmal sind Frauen auch selbst schuld an ihrem Elend. Mit zu viel Klatschen können sie das größte aller Unglücke heraufbeschwören – die Scheidung. Eine Geschiedene hat niemanden mehr, der sie versorgt, und ihr Ansehen sinkt gegen null. Nach muslimischem Recht verliert sie auch ihre Kinder, sobald diese sieben Jahre alt sind.

Ich werde nie eine Cousine von mir vergessen, die sich scheiden ließ und anschließend ihre Kinder nie mehr sehen durfte. Oft stand sie hinter Büschen versteckt an ihrem Schulhof und schaute leise weinend zu, wie sie dort spielten. Zu ihnen gehen und sie in den Arm nehmen – verboten! So nah und doch so fern ...

Und so bleiben viele Frauen in Ehen, die die Hölle sind und wo sie seelisch und körperlich misshandelt werden. Als stumme Sklavinnen durchleben sie ihren Tag.

Schon als kleines Mädchen war ich empört über die Ungleichheit zwischen Jungen und Mädchen, die in unserem Land und unserem Stamm vorherrschte. Ich weiß noch gut, wie meine Schwester unter der Willkür unserer Brüder litt, denn wenn der Vater nicht daheim ist, ist der Sohn der Herr im Haus.

Ich habe mich nie damit abgefunden, sondern meine Schwester gegen meine Brüder verteidigt, wo es nur ging. Schon bald war ich das schwarze Schaf in der

Familie – das Kind, das nur Scherereien machte und einfach nicht gehorchen wollte. Alle fanden es unmöglich. Ich fand, dass es gut war.